

BERLIN

Aufguss

Natürlich kann man auch allein schwitzen. Auf dem Balkon unter der Mittags-sonne, im herabschauenden Hund beim täglichen Yoga-Training, am Schreibtisch über der trotz allem fälligen Steuererklärung. Natürlich geht das. Aber geht das gut? Nein, weil sich gut und gesund nur zusammen schwitzen lässt. In einer Sauna, dicht an dicht. Es liegt – der Kunsthistoriker Horst Bredekamp hat einmal darauf hingewiesen – eine besondere symbolpolitische Bedeutung in der gemeinsamen Wellnesserfahrung. Karl der Große soll seinen Biographen zufolge nicht selten mit mehr als hundert Menschen auf einmal in heißen Quellen geschwitzt und gebadet haben. Wie viele politische Entscheidungen nach aussichtslosen Verhandlungsrunden zum Schluss doch noch in der Sauna getroffen worden sind, weil einer oder eine von zweien einfach nicht mehr konnte, ist öffentlich nicht bekannt. Und doch lässt sich die geheime Wirkkraft der genossenschaftlichen Schweißproduktion erahnen. Man schwitzt in der Sauna eben nicht nur für sich, sondern auch gegen andere. Was für ein Hochgefühl, wenn sich – zum Beispiel in der stilschönen Berliner Citysauna „Liquidrom“ – die unteren Reihen leeren, einer nach dem anderen den Hitzeraum mit hochrotem Kopf verlässt, während man selbst noch auf der obersten Stufe ausharrt und dem letzten Wedelschlag des Saunameisters heroisch standhält. Das alles fehlt jetzt. Schweiß kommt in der negativen Hygienehierarchie gleich hinterm Husten. Der Deutsche Sauna-Bund hat zwar ein Infektionsschutzkonzept für öffentliche Saunanlagen beschlossen, demzufolge Aufgüsse ohne Wedeln stattfinden und Saunakabinen nur mit Be- und Entlüftungsanlagen zugelassen werden sollen, aber die Politik schaut weg. Sie will hierzulande nichts von der gemeinschaftsstiftenden Funktion des Saunierens wissen. Anders als in Schweden – da verschwitz man die Corona-Krise mit großer Genugtuung. Bei uns nimmt allein Rheinland-Pfalz die Saunasorgen der Bevölkerung ernst: Ab 10. Juni soll dort Wellness wieder möglich sein. Mit Abstand natürlich. Immerhin tropft einem dann niemand aufs Handtuch. **stra**

LEIPZIG

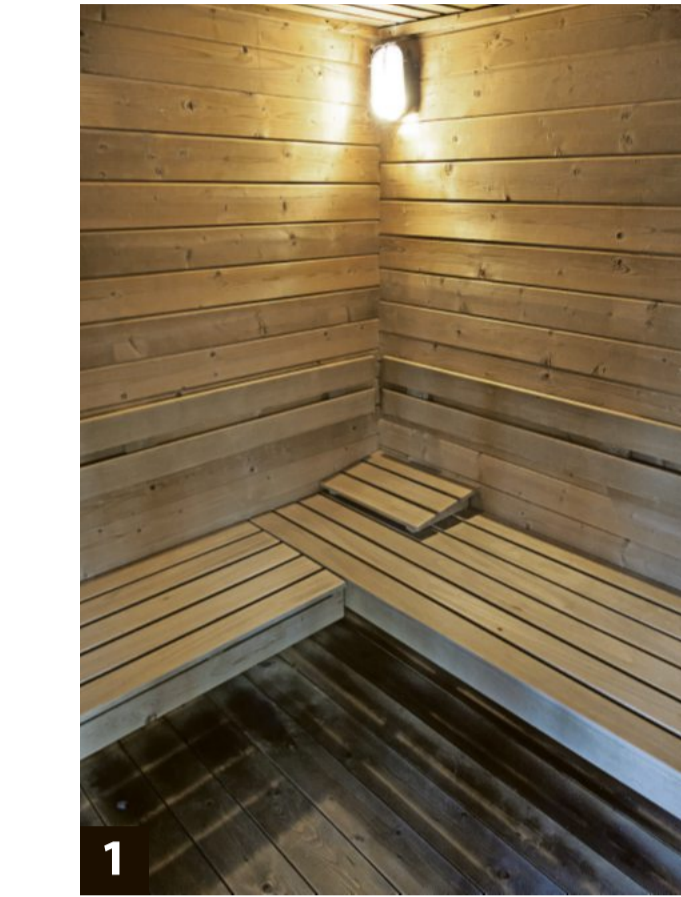
Spätvorstellung

Groß sind beide nicht, weder das Kino noch die Bar. Nur 76 Plätze gibt es hier, und die Koexistenz von Film und Fusel verlangt danach, dass in den engen Reihen mit den rotgepolsterten Holzklappsitzen zum Abstellen der Gläser auch noch ein paar runde Metalltische stehen, an denen sich zuverlässig die Knochen stößt, wer im Dunkeln seinen Platz einnehmen will. Ganz hinten oben links im Saal, aus einer Nische neben dem Vorführraum hinaus, werden am Tresen Getränke verkauft – und die Eintrittskarten, immer noch von der Abreibrolle wie seit 1997, als die Kinobar hier ihre feuerrote Pforte öffnete. Ein Foyer gibt es nicht, ein Schritt nur von draußen herein, und man steht im Kinosaal und in der Schlange treppauf zum Tresen. Ein Stockwerk tiefer befindet sich der Musikclub „Ilses Erika“, aber der legt meist erst nach der Spätvorstellung richtig los, was die Koexistenz so friedlich macht, wie man es in einem Gebäude, das den Namen „Haus der Demokratie“ trägt, auch erwarten darf. Früher beherbergte das 1903 im Leipziger Süden errichtete Gebäude nacheinander ein Waisenhaus, ein Lehrlingsheim, ein Wehrmachtsslazarett, Industriebüros und die SED-Stadtleitung, ehe dann nach 1990 das Archiv Bürgerbewegung Leipzig einzog – Stahl-schränke waren ja reichlich vorhanden – und sich seitdem zahlreiche andere soziale und kulturelle Institutionen dazugesellen, darunter im Hochparterre ganz links die Kinobar Prager Frühling. Deren Namen signalisiert ein politisches Programm, aber das schadet dem Programmkino nicht, ganz im Gegenteil, denn das Privatvergnügen wird hier insofern politisch, als ein breitgefächertes Filmangebot kulturelle Partizipation für alle ermöglicht: vom Kinderprogramm zu frühen Wochenendstunden über Retrospektiven am späteren Nachmittag bis zu anspruchsvollen Spiel- und Dokumentarfilmen aus der ganzen Welt (und gerne in unterteilten Originalversionen) in den beiden Abendvorstellungen. Nirgendwo sonst in Leipzig blüht das Kino so bunt wie im Prager Frühling. **apl**

LONDON

Wir-Gefühl

Mitte Juli, wenn der Sommer die Wohnviertel leert, kommt der Moment, in dem die Stadtbewohner ein Gefühl befällt, dem Norman Collins in seinem Klassiker „London belongs to me“ Ausdruck verlieh. Der Roman von 1945 beschreibt das Mikro-London der Bewohner eines Südlondoner Reihenhauses, deren Besitzerin Zimmer vermietet an die „echten Londoner“, die das Rückgrat der Metropole bilden, jene unscheinbaren Menschen, die nach Collins' Definition das Kriterium des echten Londoners erfüllen, weil sie in der Stadt schlafen und nicht, wie die „Halb-Londoner“ nur zur Arbeit hineingependeln. Das Signal für dieses Gefühl, das



1



2



4



3



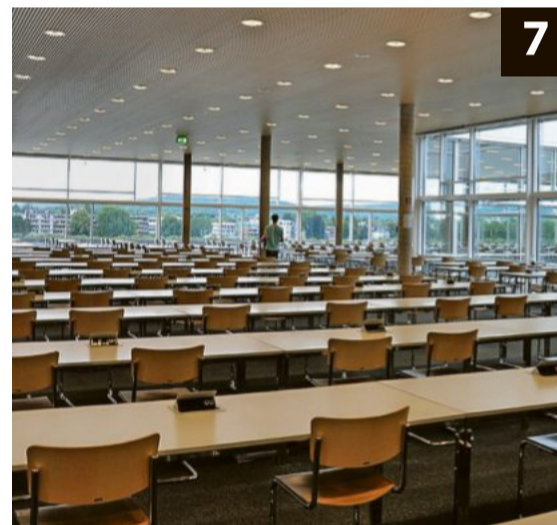
5



6



8



7

Fotos: Lucie Blahut, dpa, Kinobar Prager Frühling, Mauritzus Pachler, Panthermedia, Universitätsbibliothek Bonn

Systemrelevant

Kein Nachruf: Was verbindet eine Sauna in Berlin mit einer Bibliothek in Bonn, einer Kapelle in Florenz und einer Bar in Venedig? Es sind Orte, die uns gerade verschlossen sind, die uns schmerzlich fehlen und die wir uns zurückwünschen. Weil wir sie für lebenswichtig halten.

VENEDIG

Bar-Legende

An Buñuel muss denken, wer die hölzerne Doppeltür an der Westseite des Marktplatzes öffnet und das gleißende Sonnenlicht hinter sich lässt. Der Raum ist niedrig, wie es sich gehört, und die Lehnen der Stühle an den Art-déco-Tischen aus rotbraunem Holz sind dekorativ abgegriffen. Für Buñuel war die Bar ein Ort der Meditation, eine Schule der Einsamkeit, düster, bequem, ruhig sollte sie sein. Keine Musik, höchstens ein Dutzend Tische, möglichst nur Stammgäste. Diesem Gebot kann „Harry's Bar“, in jedem Reiseführer der Welt als berühmtestes Lokal Venedigs angepriesen, längst nicht mehr entsprechen. Und wer gerade deshalb darauf verzichtet, an seinem Ursprungs-ort einen Bellini zu bestellen, sondern etwa einen überraschend trocken servierten Martini, wie er Buñuel sicherlich gefallen hätte, bleibt trotzdem gefangen in der Doppelrolle, Gast und zugleich Zaungast einer vergangenen Epoche zu sein. Als Enzensberger in den fünfziger Jahren das Dilemma des modernen Touristen beschrieb, der das, was er sucht, zerstört, indem er es findet, war „Harry's Bar“, die sich heute in Besitz eines Fonds aus Luxemburg befindet, allerdings noch weit davon entfernt, „nationales Kulturerbe“ zu sein. **G.T.**

Im Mai 1931 gegründet von Giuseppe Arrigo Cipriani und seinem amerikanischen Freund Harry Pickering, nach dem die Bar benannt ist, wurde sie durch so prominente Gäste wie Hemingway, Orson Welles und Charlie Chaplin berühmt. Sie wurde Romanstoff und vielfach besungen, Filme wurden über sie gedreht. Sie überstand den Zweiten Weltkrieg und trotzte der Mafia ebenso wie den Hochwasserfluten Venedigs. Nun aber bleibt „Harry's Bar“, obwohl die Lokale in Italien wieder öffnen dürfen, vorerst geschlossen – Ausgang ungewiss. Es ist zu hoffen, dass dies nicht Harrys letzter Seufzer gewesen sein wird, sondern der Tourist in diesem Fall das, was er einst fand, rettet, indem er es aufs Neue sucht. **S.K.**

ACH AN DER SALZACH

Wirtshauskultur

Grenzstädte haben es in den Genen, dass immer auch mal wieder Schluss sein kann mit dem Wechsel auf die andere Seite. Auch diesmal regierte die neue Zeit gar nicht so lange: Gute zwei Jahrzehnte gab es im Süden Deutschlands, Schengen sei Dank, was es all die Jahrhunderte zuvor nicht gegeben hatte – den Übertritt ins Nachbarland Österreich ohne Grenzkontrollen. **hhm**

Am 16. März endete diese mittlerweile als selbstverständlich empfundene Lage auch in Burghausen an der Salzach abrupt. Polizei rückte an, drüben, auf der österreichischen Seite, kam gar das Bundesheer. Absperrungen wurden aufgestellt, die Grenze geschlossen. Und damit blieb ein Sehnsuchtsort in Sichtweite, rückte aber in unerreichbare Ferne. Geschlossen war er ohnehin. Das stattliche Haus in spektakulärer Steilhanglage über dem Fluss hat ein Wachauer Fassbinder, der vor zweihundert Jahren ins Innviertel zog, gebaut. Er schlug einen Weinkeller in den Sandstein, weil er die Grenzregion zwischen Oberösterreich und Bayern, eine Biertrinkerregion, missionieren wollte. Damals wie heute profitiert das Haus vom Panoramablick auf Altstadt und Burg von Burghausen. Beliebt ist es auf beiden Seiten des Flusses, weil es Wirtshauskultur im besten Sinn verkörpert. Übersichtliche Speisekarte, gute lokale Produkte, ein gepflegter Weinkeller. Und so gehen seit jenem sonnigen Märzmontag die Blicke aus Söderland sehnsüchtig ins Kurzeich hinüber. Unlängst hat der kleine Grenzverkehr wieder begonnen, aber die Wirtsleute Martina und Josef Kumpf warten ab, bis die Sache offiziell ist. Dann soll Mitte Juni nach drei Monaten der Ungeselligkeit ein Fluchtort aus dem Alltag zurückeroberet werden – und mit ihm jenes südliche Lebensgefühl, das zuletzt die Salzach hinabgeschwommen war. **hkm**

FRANKFURT

Gartenbühne

Im Sommer 2012 gab Lou Reed eines seiner letzten Konzerte. Auf der Nordmole am Zollhafen von Mainz standen wie jeden Sommer die Stühle so verloren, dass sich die Menschen nur zögerlich niederließen. Es gab Bier und Brezeln, und es war großartig. Als die Sonne und Lou Reed längst weg waren, sangen die Leute immer noch „Perfect Day“. Es ist nicht allein das Konzerterlebnis, dessen Fehlen zunehmend schmerzt, der improvisierte Jazzabend oder das Stadionmusikereignis. Es ist der Ton einer E-Gitarre, der unter freiem Himmel durch die Bäume in die Dunkelheit aufsteigt und langen Abenden ihren Klang gibt. Der Frankfurter Palmengarten hat im Sommer ein aufsehenerregendes Open-Air-Konzertprogramm. Es gibt da eine kleine Bühne, versteckt und unscheinbar, keine Naumburg Bandschell wie im Central Park, sondern ein weißes, nicht einmal besonders charmantes Pilzlamellendach. Wenn das Wetter stimmt, lagern auf den festgeschraubten Bänken schon früh am Abend die Gäste, trinken Apfelwein und Sekt. Jene, die erst später dazustoßen, müssen sich mit dem Rasen begnügen. An einem dieser Abende trat im unvorstellbar weit entfernten letzten Sommer die für ihre musikalischen Experimente bekannte Band Get Well Soon auf. Sie hatte sich auf Anspruch und Würde vorbereitet, blieb zunächst sanft und orchestral, und aus dem Park war kein anderer Ton zu hören. Erst spät, als es dämmerte, wagten sich die Leute vor die Bühne, wo sie sich wiegen und taten, als wären sie allein. Dann wurde es still, und sie standen noch lange vor der Muschel. Sie hatten, man sah es ihren glänzenden Gesichtern an, etwas dazugewonnen. Höchste Zeit, diesem Sommer seinen Klang zurückzugeben. **elwi.**

BONN

Lesesaal

Das Verschwinden des öffentlichen Raums beklagt die Kulturkritik seit Jahrzehnten. Ein Gegenbeispiel sind die Universitätsbibliotheken. Hier hat ein liberales Zeitregime die mit der Natur der Gebäude gegebene Offenheit wieder erfahrbar gemacht: Sie schaffen den Freiraum dafür, dass sehr viele Personen die stille Arbeit intellektueller Versenkung gemeinsam verrichten können; die Lesesäle sind meist bis Mitternacht sowie auch sonntags geöffnet – viel länger als im vermeintlich letzten klassischen Zeitalter der Humboldt'schen Universität vor 1989. Fritz Bornemann, der in Berlin die Amerika-Gedenkbibliothek, das Haus der Berliner Festspiele und die Deutsche Oper baute, erhielt 1957 den Zuschlag für den Neubau der Bonner Universitätsbibliothek. Schon vom kleinen Plateau des Foyers aus gleitet der Blick in ein System von Räumen, dessen Prinzip der Verzicht auf Trennwände ist. Der große Lesesaal mit seinen Tischreihen parallel zur Rheinfensterfront ist dann ein Wunder vollkommen einfacher Ordnung. Das Rheinpanorama macht alle Dekoration entbehrlich. Warum kommt man hierher, um auf dem mitgebrachten Computer zu lesen? Weil die diskrete Sozialkontrolle so nützlich ist für die Konzentration wie die Atmosphäre des durch Schritte, Blättern und Flüsteren erzeugten leisen Grundrauschens. Man fällt aus der Zeit und bleibt in ihr, wenn man hinaus auf den Rhein und zurück ins Buch die Gedanken schweifen lässt. **pba.**

FLORENZ

Andachtsraum

Das Gebot, in Museen Abstand zu halten, meint eigentlich das Abstandhalten von den Werken. Wer sich ihnen zu sehr nähert, erhält ein Signal. Die Dichte der Besucher hingegen wird durch den Einlass und sie selbst geregelt. Außer wenn das Museum der Andachtsraum im Palazzo Medici Riccardi in Florenz ist und es darin überhaupt nur zwei Bilder gibt. Von außen wirkt der Palast wie ein Tresor, und eine Bank war er ja auch. Im ersten Geschoss des Tresors dann ein Seitenfach, die Familienkapelle der Medici, die vom Sommer 1459 an Benozzo Gozzoli ausgemalt hat. Von links nach rechts bewegt sich an den Wänden der von vielen Reitern und Fußgängern – darunter zahlreiche Medici – sowie Vögeln aller Arten, Hunden, Hasen, einem Affen und einem Gepard begleitete Zug der Heiligen Drei Könige wie um das Bild in der Mitte herum. Es zeigt, von Filippo Lippi gemalt, die Anbetung des goldenen auf einer Wäldlichtung im Gras liegenden heiligen Kindes durch seine Mutter. Vom Fresko herab schaut uns auch Gozzoli selbst an, der Mann mit der roten Mütze, auf die seine Signatur gestickt ist. Er hat sich erkennbar vorgenommen, auf kleinem Raum die Fülle der Welt unterzubringen, die ihrer Farben, Stoffe, Kreaturen und Gesichter. Es ist, gerade weil er sich nicht um die Weisheiten der Perspektive schert, eines der schönsten Gedräge, das je gemalt wurde. Mehr als ein Dutzend Betrachter gleichzeitig können es gar nicht anschauen. Und wer nicht viel Zeit mitbringt, wird unglücklich wenig gesehen haben. Die kleine Kapelle handelt, so gesehen, vom vielen und wenigen, von einigen Großen und vom winzigen Einigen, von ihm aber fast nebenbei. Natürlich ist sie, bei ihren Dimensionen, zurzeit geschlossen. **kau**